

Besprechungen

Müller, G. M. / Müller, J. (Hrsg., 2020): *Cicero ethicus. Die ‚Tusculanae disputationes‘ im Vergleich mit ‚De finibus bonorum et malorum‘ (Philosophia Romana 1)*, Heidelberg, Universitätsverlag Winter, 291 S., EUR 48,- (ISBN 978-3-8253-4789-5).

Der vorliegende Band eröffnet die Reihe der *Philosophia Romana*, mit der die Herausgeber nach Auskunft des Vorworts das Ziel verfolgen, „der Erforschung der breiten und vielschichtigen philosophischen Aktivitäten in Rom und durch Römer, ihren philosophie-, literatur-, sozial- und kulturgeschichtlichen Bedingungen und Entwicklungen sowie ihrer Wirkungsgeschichte erstmals im deutschsprachigen Wissenschaftsraum und darüber hinaus einen prominenten Publikationsort zu bieten“ (5). Dass dieses Vorhaben mit der gebotenen Gründlichkeit angegangen worden ist, zeigt nach dem Vorwort, dessen beide Teile dem Konzept der Reihe (5-8) sowie der Zielsetzung des Eröffnungsbandes (9f.) gewidmet sind, die sehr ausführliche Einleitung der beiden Herausgeber, die in einem umfassenden Dreischritt zunächst die wesentlichen Fragestellungen umreißt, die sich aus einem Vergleich zwischen den beiden großen ciceronianischen Dialogen zur Ethik ergeben (15-30), dann die einzelnen Beiträge knapp und präzise vorstellt (30-35), um schließlich über diese hinaus den Blick auf weitere Forschungsdesiderate zu lenken, die ausgehend von den erarbeiteten Einsichten formuliert werden können (35-40). Insbesondere die Skizzierung der möglichen Herangehensweisen, für die die Stichworte „Literarische Komposition und dialogische Gestaltung“ und „Das Verhältnis von Rhetorik und Dialektik“ sowie die Fragen „Doxographische Theorie versus therapeutische

Lebenshilfe?“ und „Inhaltliche Diskontinuitäten oder Widersprüche?“ namhaft gemacht werden, bieten einen gut strukturierten und klar artikulierten Überblick über Gegenstand und Forschungsschwerpunkte.

Wer sich in dieser Hinsicht nach der naturgemäß die großen Linien nachzeichnenden Einleitung noch immer nicht ausreichend orientiert sieht, wird seine Freude am ersten Beitrag des Bandes haben, in dem Gernot Michael Müller die dialogische Struktur der Tusculanen in Ciceros philosophisches Gesamtwerk einordnet. In einem sehr umfangreichen Beitrag (45-111), den sich in dieser Form wahrscheinlich nur ein Herausgeber leisten kann, werden alle vier in der Einleitung genannten Fragestellungen zumindest angeschnitten, wobei diejenige nach der formalen Gestaltung zwar im Mittelpunkt steht, aber letztlich sämtliche der eingangs skizzierten Leitlinien in ihrer Interdependenz gezeigt werden. Dabei folgen einer differenzierten Analyse der Gesprächsführung bzw. der Diskussion um dieselbe im ersten Tusculanenbuch Ausblicke auf die weiteren vier Bücher, die anschließend mit dem unmittelbar vorausgegangenen Werk *De finibus* und dann mit den frühen Dialogen Ciceros verglichen werden, bevor abschließend die Frage nach der Berechtigung des selbstformulierten Anspruchs einer dezidierten Sokratesnachfolge gestellt wird.

Im Zentrum der Untersuchung steht dabei die immer wieder ostentativ vollzogene Abkehr vom kleinteiligen Frage-Antwort-Schema zugunsten zusammenhängender Darstellung, deren Ergebnis folgendermaßen zusammengefasst wird: „Für seinen Selbstanspruch konnte Cicero seiner *dramatis persona* somit nichts

Besseres widerfahren lassen, als durch ihre Gesprächspartner von einem Diskussionsmodus abgebracht zu werden, der zwar eine umfanglichere Sokrates-Imitatio ermöglicht, dafür aber das aemulative Potenzial der forensischen Rhetorik ungenutzt gelassen und damit die Chance verstellt hätte, eine diesem überlegene diskursive Strategie zu entwickeln, ohne den grundsätzlichen Anspruch, in der Nachfolge des Begründers der philosophischen Ethik zu stehen, aufgeben zu müssen“ (106). In seiner Studie gelingt es dem Verfasser dabei immer wieder, durch die umfassende Einordnung der untersuchten Phänomene in verschiedene Kontexte Bezüge zu den wichtigsten Forschungsdiskussionen herzustellen, sodass die Platzierung dieses grundlegenden Beitrags zu Beginn des Bandes als besonders glücklich gelten darf.

Im – auch durch die sparsame Verweistechnik, die sich in der Regel auf die Nennung der Textstellen beschränkt und Zitate scheut wie der Teufel das Weihwasser – wesentlich kürzeren und stärker auf ein Einzelproblem konzentrierten zweiten Aufsatz geht Christopher Gill der Frage nach, inwiefern sich die unterschiedliche Bewertung der stoischen und der akademisch-peripatetischen Ethik in fin. 3-5 auf der einen und in Tusc. 5 auf der anderen Seite aus dem unterschiedlichen Erkenntnisinteresse heraus erklärt, das die beiden Texte leitet: Während *De finibus* die abstrakte Frage nach dem höchsten Gut stelle, interessiere sich das fünfte Buch der Tusculanen ausschließlich für den konkreten Nachweis, dass die Tugend zur Sicherung eines glücklichen Lebens ausreiche (127f.). Dass dieser Nachweis im fünften Tusculanenbuch wiederum zunächst in engem Anschluss an die stoische Position geführt und dann mithilfe einer Integration der Positionen mehrerer Philosophenschulen bekräftigt werde, sei einer Veränderung des

Diskussionsmodus geschuldet, der im zweiten Teil des Textes „less rigorous, and less focused on doctrines and arguments“ sei und sein Ziel stattdessen „by opening up possibilities and implications which the theories allow but which do not necessarily form part of their doctrinal core“ zu erreichen suche (132).

Aus der umgekehrten Perspektive nimmt Clara Auvray-Assayas das problematische Verhältnis zwischen dem fünften Buch der Tusculanen und dem vierten von *De finibus* unter die Lupe: Ausgehend von zwei Platon-Zitaten aus dem *Gorgias* und dem *Menexenos* in Tusc. 5,35f. bestimmt sie die Anthropologie des späteren Werkes unter Rückgriff auf die direkt folgende Passage Tusc. 5,37-39 als Zusammenspiel natürlicher Anlagen und bewusster Weiterentwicklung durch den Menschen selbst: „L'esprit doit accomplir un travail incessant sur lui-même (excultus) et prendre soin de ses capacités intellectuelles pour les débarrasser de leurs erreurs: et si eius acies ita curata est ut ne caecatur erroribus“ (140). Vor diesem Hintergrund weise Cicero im vierten Buch von *De finibus* auch „le ‚saut‘ que les stoïciens imposent de faire entre la première commendatio et la maîtrise de la vertu“ zurück (147). Bedauerlich ist dabei lediglich, dass die Klarheit dieser an sich durchaus einleuchtenden These an vielen Stellen unter der Angewohnheit der Verfasserin, gerade die für ihre Argumentation besonders wichtigen Zitate aus den Tusculanen und *De finibus* in (konsequenterweise völlig ausufernde) Fußnoten zu verbannen, leidet.

Im vielleicht überzeugendsten Aufsatz des ohnehin sehr gelungenen Bandes gelingt es George Karamanolis, den scheinbaren Widerspruch zwischen der Argumentation in fin. 3-5 und Tusc. 5, an dem sich auch die beiden vorangegangenen Aufsätze abgearbeitet haben, schlüssig zu erklären; zumal seine Zusammen-

fassung (169f.) in puncto struktureller Klarheit und begrifflicher Präzision als ein Musterbeispiel wissenschaftlicher Prosa gelten darf. Dennoch sei hier eine nochmalige Komprimierung des Gedankens versucht: Das Ende von *De finibus* habe Cicero zwar in eine Aporie geführt; von dem schließlich nicht mehr widerlegten Antiochus habe er aber immerhin gelernt, dass ein erfolgversprechender Ansatz bei der Bestimmung der Tugend als das höchste Gut und zugleich als die allein ausreichende Bedingung eines glücklichen Lebens nur über den Rückgriff auf Sokrates und Platon gelingen könne. Eben diesen Ansatz verfolge dann die Synthese im zweiten Teil von Tusc. 5, die wiederum in *De officiis* konsequent weitergeführt werde.

Einer konkreten Argumentationsstrategie Ciceros spürt Jörn Müller in seinem Aufsatz nach. Dieser ist zwar aus unerfindlichen Gründen auf Englisch verfasst worden und stört damit das sprachliche Gleichgewicht des Bandes, das gerade angesichts der Ausführungen des Vorworts zur Konzeption der Reihe wünschenswert gewesen wäre, fast so nachhaltig wie die völlige Absenz des ebendort (5) überschwänglich willkommen geheißenen Italienischen. Inhaltlich integriert er sich aber gut in die kunstvoll komponierte Abfolge der Themen, indem nun das maßgebliche Argument gegen die stoische Lehre aus fin. 4 in den Blick rückt, nämlich der Vorwurf, unter dem Deckmantel einer neuen Terminologie geistigen Diebstahl bei Akademie und Peripatos begangen zu haben. Ciceros Umgang mit diesem traditionellen Vorwurf gegenüber der Stoa erweist sich als durchaus komplex: „He neither uses it as a means of simplifying the ethical debate as far as possible; nor does he use it in the polemical sense in which Antiochus and also Carneades employed it against the Stoics. To Cicero’s mind this formula epitomizes the unbia-

sed verdict that both positions, which are highly probable, share a solid moral kernel despite their fervent debates and some doctrinal differences which cannot simply be erased“ (191).

In ihrer Untersuchung der Darstellung Zenons in den moralphilosophischen Dialogen Ciceros versammelt Sabine Luciani die einschlägigen Belege und kategorisiert diese nach einem sehr differenzierten System, das sich allerdings in der Darstellung ihres Aufsatzes mitunter als etwas zu kleinteilig erweist, wenn beispielsweise nicht selten Überkapitel lediglich aus einem einzigen Satz bestehen (z. B. 208 oder 213). Dennoch stellt ihr sehr ausführlicher und mit treffenden Kategorien operierender Aufsatz mehr als eine wertvolle Sammlung für weitere Detailforschungen dar; die meist treffende, wenn auch durchweg sehr knappe Einordnung und Kommentierung der betreffenden Stellen bietet dem Leser immer wieder wertvolle Orientierung. Komplementär zu dieser Studie untersucht im nächsten Beitrag François Prost die Darstellung Epikurs und arbeitet eine Entwicklung zwischen *De finibus* und den Tusculanen heraus, die in einer „réconciliation ultime avec Épicure“ münde (242). Auch formal stellt die gedankliche Durchdringung der Problematik und die Herausarbeitung teils überraschender Querverbindungen in einem nur minimal gegliederten Fließtext ein Gegenstück zu der vorangegangenen Studie über die Darstellung Zenons dar, die einmal mehr beweist, dass man auch und zumal in der Wissenschaft auf durchaus unterschiedlichen Wegen zu überzeugenden Ergebnissen gelangen kann.

Dass Julia Wildbergers Aufsatz, in dem sie ein „close reading“ von Tusc. 5,88f. unternimmt (245), gegenüber den übrigen Beiträgen insbesondere deshalb ein wenig abfällt, weil die Verfasserin trotz lobenswerten Detailbeobachtungen auch im (von den übrigen Beiträgern etwas

stiefmütterlich behandelten) stilistischen Bereich stets ein wenig den Eindruck erweckt, mehr oder minder vergeblich nach einem roten Faden ihrer Argumentation zu suchen, tut dem insgesamt sehr positiven Eindruck, den der Eröffnungsband der Reihe *Philosophia Romana* erweckt, so kaum Abbruch. Dass Reihe und Band vor dem Hintergrund ihrer Themenstellung für den akademischen wie den schulischen Unterricht von hoher Relevanz sind, braucht ohnehin nicht eigens betont zu werden, sodass abschließend eine uneingeschränkte Leseempfehlung an alle aus beruflichen und/oder privaten Gründen an der römischen Philosophie Interessierten ausgesprochen sei.

HEIKO ULLRICH

D. Pausch (2021): Virtuose Niedertracht. Die Kunst der Beleidigung in der Antike, München, C.H. Beck, 223 S., 11 Abb., Eur. 22,- (ISBN 978-3-406-76623-7).

Mit der „Virtuose[n] Niedertracht“ hat Dennis Pausch (P.), Lehrstuhlinhaber für Latinistik an der TU Dresden, ein hübsches Büchlein über Formen antiker Beleidigungen vorgelegt, amüsant geschrieben, flüssig im Stil mit vielen Aktualitätsbezügen, nett zu lesen. So lernen die fachfremden Leserinnen und Leser viele typische Situationen kennen, in denen sich Herabsetzungen in der antiken Welt realisierten. Unter den Überschriften IV 1. Feder oder Schwert, 2. Politiker gegen Politiker, 3. Schriftsteller gegen Schriftsteller, 4. Vor Gericht, auf der Straße, überall, 5. Herkunft als Herabsetzung, 6. Fehlende Bildung, der falsche Beruf und 7. Verhalten als Vorwurf werden von P. typische Situationen beleuchtet. Natürlicherweise ist dabei die Perspektive des Verf. immer die des Rezipienten von Literatur, sieht man von den wenigen beigezogen Graffiti ab, aber selbst dort handelt es sich nicht

um die Sicht eines Beteiligten, sondern um die des nicht betroffenen Zuschauers. Es begegnen also die Figuren der plautinischen Komödie, Cicero mit seinen Gegnern und Streitpaare in der Dichtung Catulls, des Horaz, Juvenals und Martials. Ob es bei dieser schon per se wirkmächtigen „Blütenlese“ (12) trivialer, politisch korrekter Gegenwartsbezüge bedarf wie beispielsweise in Anspielung auf den früheren amerikanischen Präsidenten Trump („leichte Beute für jeden antiken oder modernen Populisten [...], der ihm verspricht *to make Rome great again*“, 126), ist eine Frage des Geschmacks, scheint dem Rez. aber eine eher fragwürdige Methodik unter dem Anspruch seriöser Wissenschaftlichkeit. Vielleicht hält sie der Verf. für nötig, weil die meisten Textstellen schon von Opelt (1969) und Fink (1990) behandelt wurden.

Die Herabsetzungen und Beschimpfungen in der neuerlichen Sammlung aus der Sicht des unbeteiligten Dritten verharmlosend als eine Kunstform zu interpretieren, hält P. für eine eher gewagte These, die zudem nicht schlüssig begründet wird. Denn viele Deutungen bleiben spekulativ, wie allein schon der vom Verf. gern benutzte Konjunktiv verdeutlicht. Kann denn Beleidigung in der Antike eine Kunst sein, fragt man sich zweifelnd, wenn selbst XII Tafelgesetz, *vetus* und *novum testamentum* sowie der Talmud sie verbieten? (Vgl. dazu vor allem Antje Lann Hornscheid et al. (Hrsg., 2011): Schimpfwörter – Beschimpfungen – Pejorisierungen. Wie in Sprache Macht und Identitäten verhandelt werden, Frankfurt/M.) Schwerer aber noch als diese Bedenken wiegt das komplette Fehlen der Auseinandersetzung mit der modernen linguistischen Literatur. Auch manche Kategorisierung der Beschimpfungen erfolgt ohne den Hinweis auf ihren Ursprung in der einschlägigen Fachliteratur, so dass man einiges in diesem Büchlein für